

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Kolleginnen und Kollegen,
liebe Mitmenschen!

Wir beschäftigen uns auf dieser Fachtagung mit den Vorstellungen vom Menschen – Ich freue mich, in diesem Rahmen hier mit Ihnen von einem Thema sprechen zu können, das mir am Herzen liegt.

Davon, wie schnell Voreinstellungen, die wir zur Orientierung in der Welt und auch in unserer therapeutischen Arbeit brauchen zu Verstellungen führen können. Wie leicht Sicherheiten die aus bisherigen Erfahrungen und Einstellungen gewonnen worden sind, um uns den Bezug zum Anderen möglich zu machen, Grenzmauern werden können, die diesen Bezug verhindern.

Ich werde in diesem Vortrag entsprechend dem Anliegen unserer Tagung nichts beweisen und nichts untermauern wollen, sondern verstehe ihn als Beitrag zu unserem Diskurs.

Man kann nicht beweisen, ob der Mensch im Grunde seines Herzens gut oder böse oder beides ist, ob der Mensch einen freien Willen hat oder nicht, ob er sich im Wesentlichen verändern kann oder einem prinzipiellen Wiederholungszwang unterliegt. Menschen- Welt- und Gottesbilder sind nicht empirisch belegbar. Als Modellannahmen bilden sie die Basis für wissenschaftliche und methodische Forschung. In ihrer repräsentativen Funktion müssen sie selektiv bleiben und damit eine Vereinfachung der Realität darstellen. Sie sind also in keinsten Weise Aussagen darüber, wie die Realität denn beschaffen sei, sondern Perspektiven, aus denen heraus Wirklichkeiten gesehen werden können. Jedes Modell, jedes Menschenbild beinhaltet bestimmte Wertsetzungen als normative Grundlage sowohl privaten als auch professionellen Handelns. Es kann nur durch andere Modelle in Frage gestellt werden und nur mit diesen Fragen wird wissenschaftlicher und methodischer Fortschritt möglich. Und nur durch diese Fragen werden uns, die wir auch teilblind in unseren Modellen verfangen sein können, Möglichkeiten des Modells deutlicher – wir können weiter fortschreiten. Und nur durch diese Fragen werden wir aufmerksam gemacht auf bisher nicht bewusste Gefahren, die in der selektierenden Funktion des Menschenbildes verborgen liegen.

Das ist heute unser Anliegen: verschiedene Perspektiven aufzuzeigen und einzunehmen, und kritische Fragen daran zu stellen, welche Wirklichkeit unser jeweiliges Menschenbild konstituiert und welche Handlungskonsequenzen daraus resultieren können.

Im kunsttherapeutischen Setting arbeiten wir mit Menschen. Unser Hintergrund, unser Bild vom Menschen ist – im wahrsten Sinne des Wortes – von entscheidender Bedeutung dafür, was uns in dieser Arbeit möglich und sinnvoll zu sein scheint. Es bestimmt die Art und Weise, wie wir in Beziehung treten und was uns in der Beziehung möglich erscheint und es bestimmt, wofür oder wogegen wir uns in der Begleitung entscheiden.

Vorstellungen von Gesundheit und Krankheit entstehen nie isoliert von politischen und kulturellen Kräften.

Bereits die Entscheidung, therapeutisch tätig zu werden beruht auf unseren jeweiligen anthropologischen Vorannahmen. Im zweiten Schritt bestimmen sie die Diagnostik, die Methodik und die Art der therapeutischen Beziehung.

Als Kunsttherapeuten gehen wir alle davon aus, dass der Mensch eine schöpferische Kraft in sich trägt. Doch wie stellen wir uns zu dieser Kraft, was empfinden wir als schöpferisch und was nicht?

Gehört zur schöpferischen Kraft zum Beispiel die Ausgestaltung von Krisen, Leid, Krankheitsbildern, Trauer und Verzweiflung ebenso wie Genesung, Freude, Lust und Freiheit oder ziehen wir Grenzen? Gehen wir von Idealvorstellungen aus, die es gilt zu erreichen oder nicht. Welche bewussten oder unbewussten Zielvorstellungen sind durch unser Menschenbild impliziert? Wodurch sind unsere Handlungsentscheidungen geprägt?

Für die westliche Kultur prägen sicherlich vor allem zwei Blickwinkel unsere Vorannahmen:

Die Sicht des Menschen auf der Grundlage der humanistischen Tradition und die Auffassungen, die aus dem christlich-religiösen Menschenbild erwachsen sind.

Das Menschenbild des Humanismus basiert auf einem Personbegriff, den schon Boëthius (römischer Staatsmann und Philosoph) formuliert hat: "Person ist die unteilbare Substanz eines vernünftigen Wesens." Wir denken bei den Grundlagen, aus denen der Humanismus erwachsen ist an Thomas von Aquin: "die Person ist aus sich selbst", die Aufklärung, der das Selbst-Bewusstsein und die Freiheit so wichtig wurde, an Kant und seine Ausführungen zur Würde des Menschen und an die Verantwortung des Menschen, wie sie Heidegger, Jaspers und Kierkegaard betonen. Einzigartigkeit, Freiheit und Wahlmöglichkeit sind grundlegende Notwendigkeiten, dass der Mensch Mensch sein kann, "das Selbst zu sein, das man in Wahrheit ist", wie Kierkegaard es in seiner Veröffentlichung "Die Krankheit zum Tode" 1924 formuliert.

Ein Menschenbild, aus dem heraus die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte (10. Dez. 1948) formuliert wurde und so tief in der westlichen Kultur verankert ist, dass andere Auffassungen, die den Menschen nicht auf diese Weise als Individuum verstehen, zutiefst befremdlich erscheinen. (Beispiele?)

Artikel 1 der Menschenrechte besagt Folgendes:

Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren. Sie sind mit Vernunft und Gewissen begabt und sollen einander im Geiste der Brüderlichkeit begegnen.

Es gibt eine Ausprägung des humanistischen Menschenbildes, die Vernunft, Gewissen und den Geist der Brüderlichkeit als grundsätzlich positiv versteht. Wenn ich davon ausgehe, der Mensch sei grundsätzlich zum Guten begabt, sehe ich alle negativen Seiten erstens als böse und zweitens als Störungen eines im Wesenskern anders gearteten Menschen an. Diese Störungen gilt es dann zu beseitigen und das Gute gilt es zu fördern *um das eigentlich Gute im Menschen zum Vorschein zu bringen*. Darüber, wer diese Entscheidung in Gut und Böse, in Gewissenhaft und gewissenlos vornimmt, sagt das zunächst nichts aus. Es ist ein Menschenbild, das den Menschen in einer Einheit von Körper und Geist sieht und das sich auf die grundsätzliche Entscheidungsfreiheit des Menschen stützt. Hat der Mensch diese Freiheit, soll er immer gut und nicht gegen andere Menschen handeln und sich und die Anderen achten. Deutlich wird das in den Ausformulierungen der Menschenrechte, in der die Freiheit explizit genannt wird, und in der Formulierung „unmenschlich handeln“ oder „unmenschlich sein“. Das Grausame und Böse ist dem Tier vorbehalten. Der Mensch sei hilfreich und gut.

Für die Beziehungsaufnahme bedeutet dies, das im Humanismus alle Menschen gleich - also grundsätzlich auch gleich gut - sind. Um alle positiven Seiten im Menschen zu beleben, müssen die Störungen beseitigt werden, damit das Gute sich entfalten kann.

Erst dann kann der Mensch ganz bei sich sein, ganz im Hier und Jetzt. Es gibt keine richtende Instanz über ihm, keine Erbschuld hinter ihm, keine Erlösungsnotwendigkeit vor ihm. Durch die Freiheit verwirklicht der Mensch sich zum Guten im Augenblick. Die Begegnung findet unter Gleichen mit Würde und Achtung statt. Der Körper ist mit in das Menschenbild einbezogen.

Einen Gegenentwurf hierzu bildet das Menschenbild der christlichen Religion. Der Mensch ist hier grundsätzlich unvollkommen im Unterschied zum grundsätzlich vollkommenen Göttlichen. Er ist zwar wie die Bibel sagt "nach Gottes Bild geschaffen", doch muss er danach streben, ein vollkommener Mensch zu werden. Gott ist dabei in Beziehung zum Menschen und das Urbild menschlicher Beziehung. Es gibt sehr verschiedene Interpretationen dieser Grundannahme. Manche Ausprägungen dieses Menschenbildes sehen dieses Streben als grundsätzlich verhindert an: durch Sünden, Untugenden oder etwas Unerlöstes. Ohne Erziehung, Verzicht, moralische Regeln und dem ständigen Kampf gegen das „menschliche“ ist Erlösung nicht zu erlangen. Alleine der Begriff der Erlösung zeigt schon, dass angenommen wird, dass der Mensch von etwas erlöst werden kann, aber auch muss. Er muss sich ständig kontrollieren oder um göttliche Hilfe bitten, um nicht in die grundsätzliche menschliche Natur „zurückzufallen“. Diese Grundhaltung zeigt sich z.B. in der Formulierung: „Er hat allzu menschlich gehandelt.“ Der Mensch ist an seine menschlichen Bedingungen gebunden. Freiheit erlangt er erst in seiner Hinwendung zum Göttlichen. Körper und Geist müssen kontrolliert werden, um die Seele zu retten.

Das Entscheidende am christlich – religiösen Entwurf ist die Tatsache, dass es grundsätzlich eine höhere Instanz gibt als den Menschen: Gott.

Das heißt, der Mensch hat in jeder Beziehungsaufnahme zwei Blickrichtungen: die zum Menschen (einschließlich sich selbst) und die zu Gott. Manche Ausformungen des christlich – religiösen Menschenbildes sehen den Menschen von Gott zunächst getrennt. Der Mensch befindet sich in einem immerwährenden Streben zur Nähe zu Gott oder zur Erlösung. In diesem Streben kann er weiter oder weniger weit gekommen sein. Vor Gott sind zwar alle Menschen gleich, im Verhältnis zu ihrer Nähe zu Gott aber untereinander verschieden. Insofern begegnen sich immer Wissende und Unwissende, Heilige und Sünder oder bessere und schlechtere Menschen. Durch diese grundsätzliche Ungleichheit erst kann es in Beziehungen zu Vergebung kommen, kann Beichte Erleichterung bringen, kann Buße eine Form der Reue sein. Einer beider Partner einer Beziehung kann Gott näher stehen als der andere. Als z.B. „mehr Wissender“ hilft er dem anderen, dieses Stück Weg auch zu gehen. Dadurch, dass er ihn gegangen ist, kennt er den Weg. Er kann Regeln *Hilfestellungen* hierfür geben. Damit wird der eine zum Führer des anderen und nicht zum Partner. Nicht die Freiheit ist entscheidend, sondern die Liebe zu Gott, aus der heraus gehandelt wird. Nicht der Augenblick ist entscheidend, sondern die zukünftige Vereinigung mit Gott um endgültig von der Erbschuld befreit zu werden.

Zu welcher unvorstellbar vernichtenden Handlungen die Auffassung führen kann, eine bestimmte Gruppe von Menschen sei näher an Gott oder einem zu erreichenden Ideal, als die andere, brauche ich hier nicht näher zu beschreiben, davon wissen wir alle. Und auch, wie kritisch eine solche Einteilung von Menschen in gute und in böse, in vernünftige und unvernünftige betrachtet werden muss. Und damit meine ich nicht nur die Ereignisse in den USA und manche der darauf folgenden Reaktionen sondern alle Kriege, Kämpfe und Bekämpfungen, die aus dieser Annahme der Ungleichheit entstanden sind. Allzuleicht ist ein Menschenbild Teil und Funktion einer bestimmten

Ideologie und findet seine Grenze dort, wo diese Ideologie von einem Anderen nicht mehr geteilt wird.

Beide beschriebenen Menschenbilder müssen zwangsläufig unterschiedliche bzw. tendenziell gegensätzliche Antworten auf Fragen wie die nach dem freien Willen des Menschen, nach dem Sinn von Erkrankungen, nach Problemlösungen, nach Beziehungsaufnahme und nach Lebensqualität geben. Beiden Menschenbildern zueigen ist jedoch, dass sie die Frage nach dem grundsätzlichen Wesen des Menschen stellen, die Frage: Was ist der Mensch, wie soll er im besten Falle sein, nicht aber die Frage: Wie ist dieser Mensch? Wie kann dieser Mensch sein und werden.

Gemeinsam mit anderen therapeutischen Ansätzen stellt sich diese Frage die phronetische Kunsttherapie.

Für diejenigen unter Ihnen, die sich nun fragen, was denn phronetisch bedeutet eine kurze Erklärung:

Das Wort Phronetik ist aus dem philosophischen Begriff der phronesis abgeleitet, der einerseits Einsicht bedeutet und andererseits praktische Klugheit, mit deren Hilfe der Einzelne ausfindig machen kann, was für ihn das richtige Verhalten ist. In die phronesis finden sowohl das Denkvermögen als auch die Sensibilität Eingang, ihr Ort ist das "Zwischen": Zwischen Verstand und Wahrnehmung, zwischen Erkenntnis und Erfahrung, um in einem sensiblen Denken und einer leiblichen Intelligenz wieder zum Vorschein zu kommen, immer wieder bezogen auf den Einzelfall und die jeweilige Situation.

Dieser Zwischenraum bestimmt das Menschenbild der Phronetik.

Es entwickelte sich auf der Grundlage traditioneller Menschenbilder, biografischer Erfahrungen mit Menschen und aus den Erfahrungen *der Begleitung von Menschen in unserer kunsttherapeutischen Arbeit*. So gibt es ein post – nämlich das, was aus der Tradition heraus als Bild erwachsen ist, und aufgegriffen worden ist, - ein hic et nunc – nämlich die lebendigen Erfahrungen unserer kulturellen und sozialen Zusammenhänge – und ein prae – etwas, was in den Gestaltungen in der Begleitung von Klienten sichtbar wird wie auch in Kunstwerken und auf ein Bild verweist, das vielleicht erst in ein paar Jahren eine sprachliche oder lebenspraktische Ausformung erhalten kann. Dies Phronetik bleibt mit ihrem Menschenbild näher an den Fragestellungen des Erkennens, als an dem Entwurf eines menschlichen Ideals. Sie stellt nicht die Frage: Wie ist der Mensch, wie soll er sein? Sondern die Frage lautet: Wie erkenne ich mich und den Anderen als Menschen und wie ist der Mensch beschaffen? Was macht ihn als Menschen aus? Und wie kann er sich und sein Leben ihm entsprechend gestalten?

Als soziales Wesen, als „sekundärer Nesthocker“ ist der Mensch von Haus aus nicht einfach, was er ist. Er ist ein Werdender und gleichzeitig ein Sich Bildender. Er ist sich zugleich gegeben und er ist sich aufgegeben. Gegeben ist ihm eine Wesenhaftigkeit, die nicht beliebig ist, sondern ihn als Menschen und speziell als diesen Menschen ausmacht. Aufgegeben ist ihm, diese Wesenhaftigkeit durch Handlung und Einsicht wirklich werden zu lassen.

So ist der Mensch eingebettet in seine ureigenen Bedingungen und Möglichkeiten. Die Bedingung des Menschen ist tatsächlich die, dass er Mensch ist. Das klingt wie ein unsinniger Ausspruch. Doch denken wir einmal an unsere eigenen existentiellen Krisen, in denen wir so gerne und so dringend alles andere sein möchten – mehr, größer, kleiner, weniger, mehr Geist oder mehr ursprüngliche Erde. In diesen Krisen erfahren wir, dass es unsere Bedingung ist, Mensch zu sein, auch gerade dieser

Mensch zu sein *und* nichts anderes. Nehmen wir diese Bedingung an, macht sie uns keine Schwierigkeiten mehr, sondern eröffnet uns die Freude und die Liebe diesem Mensch-Sein gegenüber. Es eröffnen sich uns die Möglichkeiten des Mensch-Seins. Dies muss nicht immer angenehm erlebt werden. Manche Möglichkeiten können, aber auch müssen wir wählen und wir können und müssen Entscheidungen treffen. Möglichkeiten werden erst durch ihre Ausgestaltungen zu Wirklichkeiten. So bedeutet Möglichkeit auch immer, eine oder mehrere konkrete Antworten zu wählen, also Verantwortung zu übernehmen.

In der Verantwortung wirkt die Freiheit des Menschen und wird dabei gleichzeitig zur gestellten Aufgabe. Die Aufgabe ist die, Möglichkeiten zu wählen, die sowohl den individuellen Bedürfnissen des Menschen entsprechen als auch denen seiner Lebenswelten. Denn der Mensch ist nicht unabhängig von der Welt und die Welt ist nicht unabhängig von ihm. Unser Menschenbild kann nicht beschrieben werden, ohne diese Wechselwirkung mit einzubeziehen. Mensch zu sein bedeutet also nicht einem vorgefertigten Ideal nachzustreben und genauso wenig bedeutet es, eine biologische oder soziale Determiniertheit anzunehmen.

Leben ist dem Menschen gegeben. Es macht ihn aus und er macht das Leben aus. Damit wird das Wesen des Menschen nicht von außen bestimmt, sondern vom Bezug zum Außen, zum Anderen und den Antworten darauf. Die Freiheit des Menschen liegt darin, seine ureigenen Antworten finden zu können, seine „Verdammnis“, wie Sartre es nennt, sie finden zu müssen. Wir sehen den Menschen in diesem „Sich Finden Müssen“ im Unterschied zum Existentialismus jedoch nicht ausschließlich auf sich selber gestellt und gefordert.

Er wird zwar zu sich selbst, ist aber nicht nur aus sich selbst. Er ist aus seinen sozialen, ökologischen, ökonomischen, kulturellen und geistigen Zusammenhängen. Unser Bild des Menschen ist damit immer nur das Bild von individuellen Menschen oder Menschengruppen in ihrer konkreten Gesellschaft. Dieser Bezug ist nicht nur ein geistig-seelischer, sondern auch ein körperlicher. Auch der transzendente Bezug wird auf allen drei Ebenen erfahren und gestaltet. Unser körperliches Erleben endet nicht an der Hautgrenze. Nach Innen kann das Erleben bis auf die Zellebene bewusst werden, nach außen bis zum Erleben des Nicht-Getrenntseins von der Welt. Dadurch, dass der Mensch in der Verantwortung einerseits steht und andererseits in der Verschränkung von Innenwelt und Welt, konstituiert sich der Wertbegriff des phronetischen Menschenbildes nicht aus dem einen oder anderen, sondern aus ihrem wechselseitigen Bezug. Unser Menschenbild ist somit keineswegs wertfrei. Es gibt zwar keinen feststehenden wertenden Kodex (also Moral) doch Entscheidungen aus der Achtung vor sich und vor der Welt heraus (also ethische Entscheidungen). Damit gibt es kein generelles Schlecht, Falsch oder Richtig, sondern die Verantwortung für das Gewordene, das Leben und seine Würde. Die Moral sagt: Das musst du Tun. Das musst du lassen. Das darfst du denken und fühlen, das nicht.

Die ethische Entscheidung sagt: Das kannst und musst du in dieser Situation mit diesem Menschen zusammen in diesem Augenblick tun und beziehe mögliche Auswirkungen mit ein. Nicht externe Auswirkungen wie z.B. die einer Strafe, sondern aus der inneren Entscheidung erwachsende Auswirkungen. Ethisches Handeln verlangt also ein authentisch entwickeltes Gewissen und nichtgenormte Entscheidungen aus der tatsächlich stattfindenden Beziehung von Lebewesen in realen Situationen.

Unserer Auffassung nach ist diese Weise des ethischen Handelns tief im Menschen verankert. Ob die Moral den Entscheidungen zustimmen würde ist eine ganz andere Frage. Ob bestimmte Entscheidungen ethische Qualitäten hatten, können nur die Beteiligten und und im nachhinein die Geschichte beantworten.

Und auch diese Antworten werden wiederum geprägt sein von den unterschiedlichsten Annahmen. Die wirkungsloseste Art und Weise, mit Menschenbildern umzugehen, ist anzunehmen, es gäbe falsche und richtige. In der Praxis müssen sie Auseinandersetzung und Widersprüche provozieren. Erst wenn ich ein Menschenbild – gleichgültig wie differenziert es erscheinen mag - in Frage stelle, Fragen stellen kann, anderen Bildern begegnen möchte bleibt es eine lebendige Hypothese, die einer Welt lebender Menschen annähernd gerecht werden kann. Erst wenn ich das anders Denken, das anders Sein, das Fremde an mich heranlasse, wird die bisherige Grenze zur Verbindungslinie und fruchtbaren Bereicherung. Ich kann begegnen. Letztlich ist es die Erfahrung des Anderen als Du, die die Begegnung von jeder Form der Objektivierung des Anderen, seiner Versachlichung und Instrumentalisierung und gnadenloser Bekämpfung streng abhebt. Ich lasse mich treffen von der Wirklichkeit und vom Wesen des Gegenüber wie Romano Guardini es 1955 in "Die Begegnung, Ein Beitrag zur Struktur des Daseins" ausgedrückt hat.

Ich beginne, radikal vom Anderen her zu denken, sein Anderssein radikal ernst zu nehmen und mich dabei auch überraschen zu lassen. Überraschen zu lassen auch von bisher mir Unbekanntem, mir Fremden.

Vorgefertigte Bilder und Klassifizierungen, unveränderliche Annahmen und Fixierungen auf bestimmte Ursachen oder Wirkungen verstellen diese Möglichkeit. Wir können nicht vorher und erst recht nicht besser wissen, wie dieser Mensch denn sei. Wir müssen uns auf sein Anderssein einlassen, wenn wir erkennen möchten, welche Möglichkeiten ihm aus seinem Sosein erwachsen könnten.

Gerade als Künstler und Kunsttherapeuten haben wir die Chance, kreative, schöpferische und neue Wege in der therapeutischen Arbeit zu gehen. Dominierende gesellschaftliche Normen, wie ein Mensch – zum Beispiel eines bestimmten Alters oder bestimmten Geschlechts - zu sein hat und was er zu leisten hat als verbindlich anzunehmen erscheint mir ebenso unbefriedigend wie malen nach Zahlen.

Und ebenso unschöpferisch. Das Aus- und Erfüllen eines vorgefertigten Bildes grenzt ein und behindert. Erst wenn ich mich darauf einlasse, meinen eigenen inneren Bewegungen und Spuren zu folgen, es immer wieder neu zuzulassen entsteht eine befriedigende Gestaltung.

Emmanuel Levinas (Philosoph, dem Judentum tief verbunden, 1905-1996) hat einmal formuliert: Einem Menschen zu begegnen heisst, von einem Rätsel wachgehalten zu werden.

Wachgehalten zu werden ist ein dauerhafter Prozess. Dieser Prozess unterscheidet sich grundlegend davon, ein Rätsel lösen zu wollen. Es heisst, bereit zu sein, die eigenen Wahrnehmungen immer wieder zu korrigieren, die eigenen Projektionen – auch die der eigenen Normen, also UNSERER Auffassung von Normalität und Lebensgestaltung – immer wieder zurückzunehmen.

Oft projizieren wir In der Begegnung mit einem Menschen unsere Verstehensgrenzen auf ihn. Unsere Grenze des Verstehenskönnens wird zur Begrenztheit dessen, den es zu verstehen gilt. Wir verstehen eine Eigenschaft oder ein Verhalten nicht und empfinden den Menschen als andersartig. Bis hierhin sind wir immer noch im Bezug zu ihm. Doch oft folgt dann der Schritt der Klassifizierung dieser Andersartigkeit und wir setzen die spezielle Eigenschaft mit dem Menschen gleich. Bewerten wir dies dann noch zusätzlich unter dem Blickwinkel dominierender Normen, ist die Grenze geschlossen. Lebendige Beziehung und Wachheit dem Rätsel gegenüber sind nicht mehr möglich.

Zum Ende dieses Vortrags möchte ich aus dem Tagebuch von Max Frisch zitieren:

Du sollst Dir kein Bildnis machen

Es ist bemerkenswert, dass wir gerade von dem Menschen, den wir lieben, am mindesten aussagen können, wie er sei. Wir lieben ihn einfach. Eben darin besteht ja die Liebe, das Wunderbare an der Liebe, dass sie uns in der Schweben des Lebendigen hält, in der Bereitschaft, einem Menschen zu folgen in allen seinen möglichen Entfaltungen. Wir wissen, dass jeder Mensch, wenn man ihn liebt, sich wie verwandelt fühlt, wie entfaltet, und dass auch dem Liebenden sich alles entfaltet, das Nächste, das lange Bekannte. Vieles sieht er wie zum ersten Male. Die Liebe befreit es aus jeglichem Bildnis. Das ist das Erregende, das Abenteuerliche, das eigentlich Spannende, dass wir mit den Menschen, die wir lieben, nicht fertig werden: weil wir sie lieben; solange wir sie lieben. Man höre bloss die Dichter, wenn sie lieben, sie tappen nach Vergleichen, als wären sie betrunken, sie greifen nach allen Dingen im All, nach Blumen und Tieren, nach Wolken, nach Sternen und Meeren. Warum? So wie das All, wie Gottes unerschöpfliche Geräumigkeit, schrankenlos, alles Möglichen voll, aller Geheimnisse voll, unfassbar ist der Mensch, den man liebt-
Nur die Liebe erträgt ihn so.

Warum reisen wir?

Auch dies, damit wir Menschen begegnen, die nicht meinen, dass sie uns kennen ein für allemal; damit wir noch einmal erfahren, was uns in diesem Leben möglich sei –
(Zitatende)

Daher gilt : Wir dürfen uns kein fertiges Bild vom Menschen machen. Wir dürfen nicht glauben, dass wir wissen oder wissen können, wie es wirklich ist. Wir dürfen nicht glauben, dass Wir anderen etwas beibringen können, aber wir können bereit sein, von einem Rätsel wachgehalten zu werden, Fragen zu stellen und Antworten als vorläufig anzunehmen.

.....
© Irmgard Maria Starke Wien 2001

gehalten am 2./3.11.2001 auf der 2. Fachtagung des ÖFKG zum Thema:
„Menschenbilder – Bilder vom Menschen“ im Jugendstiltheater Baumgartner Höhe.
Referenten: Irmgard Maria Starke, Prof. Dr. Alfons Reiter, Dr. Gisela Schmeer